

Zeitschrift: Rheinfelder Neujahrsblätter
Herausgeber: Rheinfelder Neujahrsblatt-Kommission
Band: - (1965)

Artikel: Erinnerungen
Autor: Schneider, Franziska Mathilde
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-894901>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen

Vorwort

Die folgenden Erlebnisse einer jungen, tapfern Rheinfelderin in fremden Ländern in den Jahren 1892–1914 verdienen es, von der heutigen Generation gelesen zu werden.

Die Autorin ist vor anderthalb Jahren gestorben. Sie schrieb ihre Erinnerungen als Siebenundachtzigjährige während eines Spitalaufenthaltes. Sie geben Zeugnis von einem ausserordentlichen Willen, sich aus engen kleinbürgerlichen Verhältnissen zu befreien und sich ohne Unterstützung von aussen, ohne Stipendien, in der Fremde, allen Schwierigkeiten Trotz bietend, erfolgreich durchzusetzen. Ihr Reisekapital bestand aus ihrem Rheinfelder Schul-sack.

Ihr Wunsch, Lehrerin zu werden (ihr Bruder studierte bereits im Seminar Wettingen), wurde ihr versagt. Ihr Vater war gestorben, die Mutter ohne sicheres Einkommen. Diese Enttäuschung prägte ihren Charakter weitgehend.

Ihre Begabung lag auf sprachlichem Gebiete. Sie beherrschte sicher die französische und italienische Sprache sowie ein vollendetes Englisch. Sie unterrichtete privat in diesen Fremdsprachen. Auch war sie einige Zeit Kommissionsmitglied für die «Rheinfelder Neujahrsblätter».

Mit ihrem Tode ist in unserem Städtchen ein Original verschwunden, welches mit der heutigen Lebensart nicht mehr immer auf gutem Fusse stand.

Sechzehn Jährchen:
«Ausgetretene Kinderschuhe» —
Was lag vor mir?
Ein unbekanntes Land . . .

Mir schien, ich sei ein Explorer, der sich rüsten müsse auf eine weite Fahrt.

In Frankreich

Mein erstes Absteigequartier war in Paris das Haus des berühmten Schweizer Bildhauers Alfred Lanz, der damals schon das Dufour-, Pestalozzi- und weitere Denkmäler gemeisselt hatte. Frau Lanz war in der Absicht in die Schweiz gekommen, in unserem Lande eine Erzieherin für ihre drei Kinder zu finden. Die Wahl fiel auf mich.

Da die Kinder auch ihre Ruhe- und Schlafpausen hatten, konnte ich in meiner freien Zeit Klavier spielen. Herr Lanz, dessen Zimmer über dem Salon lag, genoss es jeden Nachmittag beim Ruhen. So wusste ich wenigstens, dass es nicht störte, sondern im Gegenteil geschätzt wurde.

Frühling und Sommer gingen dahin, und alles war soweit gut, nur hatte ich ein zu kleines Einkommen; denn meine Mutter bedurfte einer bessern Unterstützung. Da geschah ein Wunder. Eines Tages kam zu mir eine sehr vornehme Dame, Madame Descours-Desacre. Sie war die Schlossherrin von Oilly-le Vicomte und wünschte mit mir zu sprechen wegen eines Engagements für ihre Kinder.

Sie nannte mir eine Bekannte, die mich empfohlen habe. Ich war hoch erfreut von der günstigen Wendung und konnte zum Glück erreichen, dass Frau Lanz mich rechtzeitig frei gab. Der Tag der Abreise nach der Normandie war gekommen. Ich reiste per Eisenbahn bis nach Lisieux, und dort am Bahnhof erwartete mich Madame Descours mit ihrem Kutscher. Es war eine wunderbare Fahrt, ganz besonders den Schlosspark hinauf mit seinen vielen Blumen. Oben angekommen, begrüssten uns drei liebe

Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen; der jüngste mit seinen Locken erschien mir wie ein Engel von Raffael.

Diese Verwandlung meines Geschickes erschien mir wie ein Märchen, und es kam alles so unerwartet, fast wie aus einem Zauberland. Nun endlich konnte ich meinem Wesen entsprechend leben. — Es genügt eben nicht, sich nur in Sprachen auszukennen, auch die Musik ist wichtig.

Allabendlich grüsste mich an meinem Zimmerfenster der Licht-sender von Le Hâvre. Bevor die schönen Tage zu Ende gingen, rüsteten wir uns für einen Aufenthalt nach Trouville ans Meer. Es war wunderbar, einfach herrlich, und mir kam das Lied in Erinnerung: «Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt...» Mir kam alles so unerwartet und unverdient vor, es lagen herrliche Blumen auf dem Wege der Pflicht. Sollte ich da meinem Herrgott für seine weise Führung nicht von ganzem Herzen danken?! —

Nach unserer Rückkehr aus Trouville kam der Herbst ins Land gezogen, aber auch der wollte gefeiert sein. Im nahen Kastanienwald über dem Schloss wurden Jagdpartien veranstaltet auf wilde Hasen und Füchse. Die Einladungen dazu ergingen an alle Bekannten. Ich selbst wurde mit der Belieferung des Gaben-tempels beauftragt. Es sollte etwas Hübsches und gleichzeitig etwas Humorvolles sein. Für den jungen Grafen hatte ich ein Blumenkörbchen geflochten. Mit Blumen geschmückt, konnte man nicht ahnen, dass darin eine schöne Tabakspfeife versteckt war. Voller Freude wollte er sie sofort in Betrieb setzen, aber o Schicksal, da rollte ihm ein Papierstreifen zu mit der Auf-schrift: «Défendu pour les jeunes veaux».

Sommer und Herbst waren vergangen, und rauhere Lüfte mahn-ten uns an den bevorstehenden Winter. Da fiel eines Nachts der erste Schnee. In den Cheminées spendeten die brennenden Holz-scheite eine angenehme Wärme. Die Gemüter waren zwar etwas gedrückt, aber voller Jugendlust eilte ich in den Park hinunter und schuf zum Empfang der Herrschaften einen in der Nor-mandie noch nie gesehenen drolligen Schneemann. Die Freude der Kinder war gross; sie ahnten ja gar nicht, wie viel Zerstreuung

die Kinder in der Schweiz haben, die sie sich selbst schaffen können. Natürlich braucht es Anleitung dazu. Solche Zerstreuungen sind köstlicher als alle gekauften Spielwaren, und sie wirken überdies belebend auf den Erfindergeist der jungen Generation.

Man weiss nie, was das Schicksal für uns in Bereitschaft hält. Mitten im ruhigsten Verlauf kann in unseren Berechnungen eine Klippe auftreten, die uns zu einer Kursänderung zwingt. Ich war so glücklich auf dem Kurfürstenschloss, dass ich gar nicht ahnte, es könnte die Schicksalshand störend eingreifen. —

In England

Trotz meiner noch unerfahrenen Jugend hatte ich es fertiggebracht, über den Kanal zu reisen, um drüben, im Inselreich, die englische Sprache à fond zu erlernen. Mit wachen Sinnen kann man sich auch in einem unbekannten Land zurechtfinden. Das erste war, mich nach einer genügend bezahlten Position umzuschauen. Ich hatte keine Mühe, eine Stelle als Sprachenlehrerin an einem Dameninstitut zu finden, denn in England werden Sprachkenntnisse hoch geschätzt. «Plas Tudno, Llandudno, Wales» hiess das Institut, an dem ich ein paar Jahre wirken sollte. Ich hatte Schülerinnen aus allen Himmelsgegenden, sogar ein reizendes junges Mädchen von der Insel Ceylon. Da ich selbst noch studierte, wurden mir englische Sprache und englische Literatur sehr vertraut.

Die grosse Attraktion in Wales, wo ich ein paar Jahre lang weilte, war das immense, ewig schöne Meer. Ich selbst entwickelte mich halb und halb zu einer Meerpflanze, denn es verging kein Tag, ohne dass ich an den Strand ging, um die salzige Luft des um die Felsen brausenden Ozeans einzutauen. Das war vielleicht ein Mittel zur Stärkung meiner Gesundheit. Am Meere gab's auch immer neue Wunder der Tier- und Pflanzenwelt. Interessant waren auch die ziemlich hohen Ufer mit ihren zum Teil in die Stein- und Keltenzeit reichenden Erinnerungen. Die spärlichen Weiden

waren von Bergschafen bevölkert, die Tag und Nacht unter freiem Himmel logierten. Die hohen Meeresufer waren auch reich an Erinnerungen an die Druiden mit ihrer Naturverehrung. So zum Beispiel war unter einer halb verdorrten Eiche noch ein heidnischer Altar, während die Krone von einer Mistel umschlungen wurde. Ewig schön war ein Spaziergang über dem hohen Meeresufer; der felsige Abstieg zeigte sich aber ziemlich gefährlich. Die Bergbevölkerung sprach nicht englisch, sondern «welsch» und hatte im Ausdruck viel Ähnlichkeit mit unserem etwas harten Schweizerdeutsch. Wälder wie in der Schweiz gab's keine. Weihnacht zeigte sich noch im alten, halb heidnischen Stil; nur in den Hausgärten sang man gegen Mitternacht einige Lieder.

So rutschte man sachte ins neue Jahr hinüber; den Lichterbaum sah ich erst wieder in Europa.

Wieder zurück in Rheinfelden

An die Kleinstadt konnte ich mich nicht mehr gewöhnen, denn ich war nun einmal an andere Verhältnisse gewöhnt. Italien war schon lange der Magnet, der mich anzog. Warum sollte ich meine jungen Jahre nicht nützen, um auch den schönen Süden kennen zu lernen? Der beginnende Frühling war die richtige Triebfeder dazu.

In Italien

Milano war die erste Station. Ich kam sofort in Kontakt mit wissenschaftlichem Einfluss. Es lockten die vielen Museen, der herrliche Dom und verschiedene Skulpturen zur Besichtigung und nicht zuletzt die klangreiche Sprache zum Studium. Für dieses Studium war ich vorbereitet, es fiel mir deshalb nicht allzu schwer, sondern war eher wie ein Spaziergang in einem interessanten Garten. Bekannten aus der Heimat begegnete ich nie;

mich selbst nannten die Italiener nur «la giovane Svizzera». — Da streckte das Schicksal wieder seine Fangarme nach mir aus. Die Elektrizitätsfirma Siemens & Halske (Berlin) hatte es unternommen, in Perugia überall, privat und öffentlich, das elektrische Licht einzurichten und trachtete nach der Erbauung einer Bergbahn von der Eisenbahnstation tief unten bis hinauf in die Stadt. Die meisten am Bau beschäftigten Leute waren Berliner.

Es war nicht leicht fürs Büro eine tüchtige Kraft zu finden, und als man von mir hörte, wurde ich sofort angefragt. Die Bedingungen waren günstig und ich fand auch eine passende Pension. Heimweh hatte ich nie. Von Perugia aus hatte man auch Gelegenheit, verschiedene Ausflüge zu machen, zum Beispiel nach den Gräbern der alten Etrusker und nach weitern interessanten Orten. Bergbesteigungen machten die Italiener nicht gern, denn sie sind etwas faul, und ihre Frauen ziehen das Spazieren auf dem Corso in schönen Toiletten jedem andern Vergnügen vor. Mir erscheint ein solches Leben inhaltslos und unbefriedigend; deshalb trachtete ich immer nach sokratischer Unterhaltung, über die gebildete Italiener auch verfügen, wenn sie ihren passenden Partner finden. Der Volkscharakter ist gütig.

Meine Mutter war inzwischen alt geworden; ich reiste deshalb wieder einmal nach der Schweiz, um sie zu sehen, und riskierte nach kurzem Aufenthalt, nochmals nach Italien abzureisen, und zwar wieder direkt ans Meer, wo Ebbe und Flut eine ewige Bewegung schaffen. Das Meer, diese vom Ursprung der Schöpfung her noch übrig gebliebene Zauberin, kann mitunter in ihrer Anziehungskraft auch gefährlich werden. Auch mir tat es etwas an.

Die in Perugia niedergelassene Firma Siemens & Halske machte alle Anstrengungen, um mich zur Korrespondentin zu bekommen und offerierte mir ein schönes Monatsgehalt. Ich nahm an und hatte es nicht zu bereuen. Neben angestrengter Tätigkeit gab's auch oft Erholungspausen, die ich zum Spazierengehen benützte. Mein Aufenthalt in Perugia hatte sich über alle Erwartung sehr zufriedenstellend gestaltet, war es doch eine hochstehende Familie,

in der ich lebte und Pension hatte. Der Hausherr war der ehemalige Bürgermeister von Città di Castello; er wusste in allen klassisch-historischen Erinnerungen Bescheid und unterhielt sich oft mit mir. Wir rückten der Sonnenwendfeier immer näher, die in Italien noch mit alter Treue gefeiert wird. Auf dem Monte Malbe, dem höchsten Berg über Perugia, hatte die Bevölkerung einen mächtigen Holzstoss errichtet, der bei einbrechender Nacht entzündet wurde. Mit Absingen von Liedern tanzte das Volk darum herum. Aber auch in den Stadtstrassen gab es da und dort Feuer. Man wollte einfach den längsten Tag festlich gefeiert haben. Südlich!

Im Räubergebiet

Als Hauslehrerin wurde ich zur Familie gezählt und genoss alle Feste und Reisen, die sich durchs Jahr hindurch im Hause ereigneten. Ich kam in Gesellschaft mit hervorragenden Persönlichkeiten, besonders auf geistigem Gebiet. Die italienische Sprache beherrschte ich schon genügend, um auch mich selbst verständlich zu machen. Die grosse Zeit meines Auslandaufenthaltes war jetzt angebrochen. Ich fühlte mich wohl wie der Fisch im Wasser. Es war die Familie des grossen, reichen Besitzers der Quecksilber-Minen von Grosseto, wohin wir im Herbst zum Ferienaufenthalt reisten und wo ich den Sohn Lello auf die Maturprüfung vorbereiten musste. Weil fast immer Überfälle von Räubern auf die durchreisenden ahnungslosen Menschen sich ereigneten, wurde eine gutbewaffnete Vor- und Nachhut mit unserem Schutze betraut. Die nötige Dienerschaft war in der Stadtwohnung zu Hause geblieben und erwartete unsere Ankunft. Die Examens dauerten zwei Tage, nach welcher Zeit wir uns zur Rückreise ins Minengebiet auf Pferden bereit machten. Dort gut angekommen, gab's nach dem Nachtessen eine grosse Überraschung. Plötzlich krachten Böllerschüsse, und Berge und Täler, das ganze Minengebiet, so weit man sehen konnte, stand in einem wunderbaren bengalischen Feuer, zu Ehren von «Lellos gutem Examen».

Der Minendirektor, ein Ingenieur aus dem fernen Österreich, hatte für diese Überraschung gesorgt.

Eines Sonntags ritten wir nach einem fernen, alten Kapuzinerkloster. Der Prior kam persönlich, um uns zu begrüßen, und bot uns das Tannenwäldchen des Klosters zum Einnehmen des Frühstücks an. Nachher kam er nochmals und unterhielt sich sehr weltmäßig mit uns. Dann wurden wir zur Besichtigung des Klosters freundlich eingeladen. Dort wird noch das Skelett von einem Ungeheuer aufbewahrt, das früher die Gegend unsicher gemacht habe und dann von einem Ritter erlegt worden sei.

Der Heimritt bei Sonnenuntergang war herrlich und hätte nach meinem Geschmack noch länger dauern dürfen, aber die Pferde drängten nach ihrem gewohnten Zobig und pressierten nach Hause. Ein schöner Tag war mit dem Sonnenuntergang zu Ende gegangen, aber er lebt fort in der Erinnerung.

Wir hatten Lust zu Ausflügen auf Pferden bekommen, und bald kam ein anderer, ebenso interessanter Plan zustande: Wir wollten das Gebiet der «Minieri del Siele» (Quecksilbergebiet) mit den bis an die Erdoberfläche sprudelnden, fast kochenden Quellen näher kennen lernen, um so einen Einblick in die Geheimnisse der Natur zu gewinnen. Der Minendirektor, Herr Spyreck aus Österreich, begleitete uns und verhalf uns durch seine sehr guten Erklärungen zum nötigen Verständnis. Herr Spyreck hielt in jener Zeit auch einen naturwissenschaftlichen Vortrag an einer Gelehrtenversammlung in Rheinfelden (vermutlich in Verbindung und im Auftrag der Universität Basel). Ich fühlte mich wieder in meine Studienzeit zurückversetzt. Doch zurück zu unserem Sonntagsausflug:

Auf der Berghöhe angekommen, erlebten wir einen nicht geringen Schreck. Ein entsetzlicher Knall liess mein Pferd fast kerzengerade in die Höhe steigen, und es hätte mich beinahe in den Abgrund geworfen, an dem wir vorbeiritten. Sofort aber sprang der tüchtigste unserer Diener herbei, um das erschrockene Tier zu beruhigen. Was war geschehen? – Da unsere Vorräte zum Mittagessen jeweils am Sattel eines Pferdes befestigt wurden und meine «Stella» die etwas schwere Chiantiflasche zu tragen

bekam, hatte es die stechende Mittagssonne auf die mit Wein gefüllte «bottiglia» abgesehen und sie zum Platzen gebracht. Wir waren durch die Tatsache beruhigt, dass es wenigstens kein «Räuberüberfall» gewesen war.

Erfrischt und wie neugeboren sannen wir darauf, wie wir die noch verbleibenden langen Sommersonntage verbringen wollten. Unter Führung des Minendirektors standen uns noch weitere interessante Ritte bevor. Die Pferde wieherten freudig in Erwartung einer schönen Abwechslung, und auch wir Ausflügler schätzten diese geographisch belehrende Erholung immer mehr. Dieses Mal führte uns unser Sonntagsritt an einem sehr hohen Berge vorbei, auf dem wir aus der Tiefe nur starke Mauern eines noch unfertigen Gebäudes erkennen konnten. Herr Spyreck war auch hier wieder unser Cicerone und erklärte uns, dass auf diesem Berg in noch nicht ferner Zeit ein Einsiedler gelebt habe, der es sich zur Pflicht machen wollte, den Tempel «Salomos» neu zu erbauen. Bereits habe er die Landbevölkerung dazu überreden können, ihm die grössten Lasten an Steinen und Mörtel auf den Kamm des Berges zu bringen, aber der Tempel konnte nicht fertiggebaut werden, weil ein böses Drama mit der Weiterführung Schluss gemacht habe. Eines Tages erschien eine Kompagnie Carabinieri und schoss den Einsiedler nieder. Es war vorbei mit dem Tempelbau. — Der grosse italienische Irrenarzt Lombroso beklagte sich schwer darüber, denn er wollte an dem Einsiedler interessante Studien machen. Volksdummheit gegen Wissenschaft!

Über der Erde zogen sich dunkle Wolken zusammen. Man sprach überall von bevorstehendem Krieg. Es war eine sehr bedrückende, unheimliche Zeit. Der Teufel, den man an die Wand malte, erschien auch bald. Für mich hiess es zurückreisen zur alten, alleinstehenden Mutter. Schweren Herzens kehrte ich in die Schweiz zurück, aber ich habe heute noch Heimweh nach dem Land, wo die Zitronen blüh'n.

Rheinfelden, Bezirksspital
September/Oktober 1961

Franziska Mathilde Schneider
geb. 17. 11. 1874